

Das Haus im Wald

Jeff verabscheute Tage wie diesen. Seine Gefühle spielten verrückt. Er war hin- und hergerissen. Am Morgen hatte ihm George den Laufpass gegeben, wenig später war dieser dunkle Bote mit seinem Füllhorn voller Geld erschienen. Und nun das!

Fliehet! Pater Garricks letzte Worte hallten noch immer wie eine Unheil verkündende Warnung durch Jeffs Geist, während er mit weit ausholenden Schritten das Ende der Kolonnade passierte. Für gewöhnlich traf man hier auf eine Vielzahl von Menschen, die von dem Wasser der eisenhaltigen Quelle tranken, der Tunbridge Wells Namen und Ansehen verdankte. Jetzt jedoch war weit und breit niemand zu sehen. Die Nachricht von Pater Garricks plötzlichem Dahinscheiden konnte sich doch unmöglich so schnell verbreitet haben.

Fliehet! Warum hatte der Geistliche nicht gesagt, wohin? Und vor allem vor wem? Wohl die Mehrzahl der Gemeinde hatte Pater Garricks letzte Worte auf Lord Belial bezogen. *The Weald House* war nicht gerade als Hort frommer Gebete bekannt. Aber es gab, allem Gemunkel zum Trotz, auch keine Beweise für das Gegenteil. Den Gerüchten um das einsame Anwesen im Wald nachzugehen, glich dem sprichwörtlichen Haschen nach Wind. Offenbar hatte niemand diesen geheimnisvollen Lord bisher wirklich gesehen.

Der schnelle Marsch – oder war es eher eine überstürzte Flucht? – hatte für Jeff auch etwas Gutes: Seine Gedanken beruhigten sich endlich. Nachdem es am Ableben des Geistlichen nichts mehr zu deuteln gegeben hatte, war er mehr oder weniger kopflos aus der Kirche gerannt. Doch nun kehrte allmählich wieder jene klare Denkweise ein, die ihn in den letzten beiden Jahren am Leben erhalten hatte. Er kniete sich an einer ruhigen Stelle des kleinen Baches nieder, der aus der Heilquelle unterhalb der Pantiles Parade entsprang, und führte das kühle Nass in der hohlen Hand einige Mal zum Mund. Nachdem er genug getrunken hatte, wusch er sich das erhitzte Gesicht und betrachtete sein Antlitz in dem ruhiger werdenden Wasser.

Er hatte ein wenig zugenommen in den letzten drei Monaten. Die alten Kleider von Ethelbert passten nun sogar, einigermaßen jedenfalls. Mit seinen strahlend blauen Augen und dem dichten, über die Ohrenspitzen reichenden Haar sah er darin sogar ganz passabel aus. Die breiten Hosenträger sorgten zuverlässig dafür, dass die braunen Beinkleider aus derbem Stoff auf richtiger Höhe schwebten. Das helle kragenlose Leinenhemd darunter bot noch genügend Spielraum für Wachstum in jedwede Richtung. Die braunledernen Halbschuhe waren sogar neu besohlt. Alles in allem konnte Jeff zufrieden sein. Es ging ihm so gut wie lange nicht mehr. Zugegeben, auf jeden Fremden hätte er nur wie ein spindeldürrer Halbwüchsiger gewirkt, aber wer ihn heute sah, konnte

ja auch nicht ahnen, dass dieser schlaksige Blondschoopf vor einem Jahr nur Haut und Knochen gewesen war, zerlumpt und schmutzig wie ein Straßenkötter.

Jeff hatte seine Lehrzeit für das Überleben unter freiem Himmel im Eiltempo absolviert. Er war den Sklavenfängern entkommen, die ihn als Karrenburschen für die Kohlengruben eingeplant, den Räubern, die es auch noch auf sein letztes Hemd abgesehen hatten; er lernte, wie man in der Natur seinen Hunger stillt und wie man lautlos in ein Haus einsteigt.

Dieser unrühmliche Teil seines Lebenslaufes machte ihm noch immer zu schaffen. Pater Garricks Predigt hatte ihn tief beeindruckt, nicht nur wegen des dramatischen Schlussakkords. Jeff wollte nicht zu den »Kindern des Ungehorsams« gehören, die dem Geist des »Prinzen der Welt« hörig waren. Aber was für eine Chance hatte er wirklich, etwas anderes zu sein als ein ungehorsames Kind, eben doch nur ein ganz gewöhnlicher Dieb?

Jeff schlug mit der Hand ins Wasser und zerstörte damit sein Spiegelbild. Schnell stand er auf, klopfte sich den Schmutz von den Knien und setzte seinen Marsch fort, im Stillen hoffend, dass der »Prinz der Welt« sich mit seinem Kommen noch etwas Zeit lassen würde.

Vorbei an viktorianischen Villen, den noblen Sommerhäusern der noch viel nobleren Londoner Gesellschaft, strebte er auf der Straße nach Norden dem Ortsausgang zu. Der kürzeste Weg zur Englischen Riviera war dies nicht, aber Jeff hatte beschlossen, sich nicht mit einem Viertel des Lohnes zufrieden zu geben, wenn er auch die ganzen zwei Schillinge bekommen konnte. Außerdem konnte er schwerlich auf dem Pfad der Tugend in Richtung Südwesten wandeln, wenn er noch eine unrechtmäßig erworbene Anzahlung in der Tasche trug.

Was immer man über diesen Lord Belial sagen mochte, das meiste davon dürfte auf dummem Geschwätz und der Rest auf kindischem Aberglauben beruhen. Wenn Pater Garricks letzte Andeutungen wirklich dem Lord gegolten hatten, dann doch wohl eher, um seiner Gemeinde die Ohren zu kitzeln. Die Leute hörten eben gern solch düsteres Gerede. Gruseln gehörte zum allgemeinen Zeitvertreib, nicht nur der besseren Gesellschaft. Das Prickeln an den Haarwurzeln hatte eine in vielerlei Hinsicht belebende Wirkung. Das konnte einem so spirituellen Menschen wie Pater Garrick nicht entgangen sein. Bei manchem förderte es eine bußfertige Haltung. Andere – wohl die meisten – würden aber auf jeden Fall auch zu seiner nächsten »Vorstellung« kommen. Leider hatte der gestrenge Gottesmann dabei sein vorzeitiges Ableben nicht mit ins Kalkül gezogen.

Es muss das Fieber gewesen sein. Jeff rief sich das auffällige Gebaren des Paters in den Sinn. Die steifen Bewegungen. Der Schweiß auf der Stirn. Der Schwindel. All das hatte er auch bei Ethelbert beobachtet, als ihn das Fieber auf das Krankenlager warf. Nur der Ausgang der Geschichte war unterschiedlich.

Und der Schemen? Hatte er nicht ganz auffällig jener Silhouette geglichen, mit der Negromanus in der Wirtshaustür erschienen war? »Unsinn!«, beschimpfte sich Jeff selbst. Noch einmal steigerte er das Tempo; sein schneller Atem würde ihm die düsteren Gedanken schon aus dem Kopf blasen. Der dunkle Schatten war nur für einen

winzigen Augenblick am Kirchenfußboden erschienen. Und auch nur dort. Im Portal hatte niemand gestanden, um das Sonnenlicht am Eindringen zu hindern. Jeff schob die unangenehme Erinnerung beiseite. Warum sich mit dem trügerischen Spiel des Lichts aufhalten, wenn es doch viel handfestere Dinge im Leben gab, die seiner Aufmerksamkeit bedurften? Welche Personen mochten bei diesem Empfang wohl geladen sein, dass schon ein einfacher Küchenjunge wie ein Fürst entlohnt wurde?

Ein Florin, zwei Schillinge! Dafür bekam man gleich zwei gebundene Bücher wie die *Railway Library*, diese aufregende Geschichtensammlung von George Routledge. Jeff war ein begeisterter Leser. Seit er sich der Obhut des Königlichen Waisenhauses von Waltham Abbey entzogen hatte, war ihm dieses Vergnügen jedoch nur selten vergönnt gewesen. So würde er wohl auch dieses Mal seinen Lohn in Brot und anderem Lebensnotwendigem anlegen. Wenn er das Geld erst hatte.

The Weald House lag am Ende einer drei Meilen langen Zufahrt, die von der Straße nach London abging. Es war mitten in das dicht bewaldete Gebiet eingebettet, das man gemeinhin als The Weald of Kent bezeichnete. Das plötzliche Auftauchen des Anwesens zwischen den Laubbäumen hatte Jeff regelrecht überrascht. Er blickte zum Himmel empor. Die Sonne stand noch fast im Zenit: Er würde pünktlich sein.

Das graue Landhaus lag wie ein schlafender Drache im Wald. Es bestand größtenteils aus grob bearbeiteten Steinblöcken; nur im drei Stockwerke hohen Mittelteil konnte Jeff auch rötliches Fachwerk entdecken. Er lief direkt auf die Giebelseite dieses zentralen Baus zu, der weit aus den beiden flachen Seitenflügeln herausragte. Alle Gebäudeteile waren mit Spitzdächern versehen, auf denen eine nicht näher zu bezeichnende Anzahl Schornsteine thronte – offenbar verfügte hier jedes Zimmer über einen eigenen Kamin.

Wie weit sich der Bau hinter dieser Vorderansicht noch in die Tiefe erstreckte, konnte Jeff von seiner augenblicklichen Position aus nicht erkennen. Dafür entdeckte er auf der linken Seite, leicht versteckt unter den Bäumen, eine Hand voll Wirtschaftsgebäude, darunter auch die Stallungen. Es standen sechs oder acht Kutschen davor. Offenbar war die Mehrzahl der Gäste schon eingetroffen.

Jeff überquerte einen runden, mit Kies bestreuten Vorplatz und stieg die drei flachen Stufen zum überdachten Haupteingang empor. Er wollte gerade den Messingklopper betätigen, als sich die Tür schon öffnete.

Diesmal wurde er weder geblendet noch von undurchdringlichen Schatten irritiert. Vor ihm stand ein molliges Dienstmädchen mit roten Haaren und einem schüchternen Lächeln auf dem Gesicht.

»Guten Tag«, sagte Jeff höflich. »Mein Name ist Jeff Fenton und ich komme, um hier zu arbeiten.«

Das Mädchen kicherte.

»Bei wem muss ich mich melden?«, fasste Jeff nach. Seine Stimme klang nun schon etwas fordernder. Er konnte kichernde Mädchen nicht ausstehen.

»Ich bin Dorothy«, gluckste die sommersprossige Magd, die etwa in Jeffs Alter sein musste. »Wer hat dich denn eingestellt, Jeff?«

»Die rechte Hand deines Herrn.«

»Du meinst ...?« Die Fröhlichkeit verflüchtigte sich jäh aus Dorothys pausbackigem Gesicht.

Nicht ganz unzufrieden über diese Entwicklung, bestätigte Jeff flüsternd:

»Negromanus. Ein dunkler Geselle, nicht wahr? Er hat mich für Lord Belials heutigen Empfang engagiert.«

»Und was sollst du hier tun?«

»Eurem Küchenchef assistieren.«

Dorothy musste erneut kichern. Jeff verdrehte die Augen.

Als die Magd ihre Fröhlichkeit wieder einigermaßen im Griff hatte, erwiderte sie: »Ach, *du* bist der Aushilfsküchenjunge für die kranke Lissy. Das hättest du ja auch gleich sagen können.«

Jeff stöhnte innerlich. Eine Aushilfe für ein *Mädchen!* Vermutlich noch so ein gackerndes Huhn, das sich nun im Fieber wälzte. Er verkniff sich eine passende Bemerkung und antwortete betont gelassen: »Wo muss ich mich also melden?«

»Geh links ums Haus herum. Da findest du einen Dienstboteneingang. Den nimmst du und fragst dann den Nächstbesten.«

»Und warum kann ich nicht wie du den Haupteingang benutzen?«

»Der Haupteingang ist nur für die Herrschaften. Und natürlich für das Stammpersonal! Hilfskräfte müssen hinten rein.«

Dorothy ließ die Tür hinter sich ins Schloss fallen und marschierte mit erhobener Nasenspitze in Richtung Stallungen an dem neuen Aushilfsküchenjungen vorbei.

Nach verhältnismäßig kurzer Zeit hatte Jeff seine Niederlage überwunden. Er schlug den von Dorothy beschriebenen Weg ein, fand den Dienstboteneingang und kollidierte hiernach fast mit einem der Hauspagen. Dieser wies ihm den Weg in die Küche, wobei er keinen Hehl daraus machte, was er von einem Ersatz für eine Hilfskraft hielt.

The Weald House verfügte zurzeit über den Luxus zweier Küchenchefs. Der eine war Italiener und hieß Alberto Rodari, der andere stammte aus Japan und kochte unter dem Namen Ohei Ozaki. Er war mit seinem Herrn eigens für dieses Treffen angereist und wurde vom übrigen Dienstpersonal der Einfachheit halber Double-O genannt. Weil niemand mit dem exotischen Zwerg aus dem Land der aufgehenden Sonne zu tun haben wollte, ordnete man ihm kurzerhand den Neuen zu – also Jeff.

Double-O war quirlig, ungefähr Anfang dreißig und konnte Englisch sprechen. Sogar recht ordentlich, wenn man bedachte, dass er mit Stäbchen im Mund aufgewachsen war (Jeff hatte das einmal in einer Zeitung gelesen). Der pummelige japanische Koch spannte seinen neuen Küchenjungen sofort ein. Jeff musste aus den Speisekammern hundert verschiedene Zutaten herschleppen: Gemüse aus Kent, Fleisch von schottischen Rindern und Fisch aus der Straße von Dover.

Nach etwa einer Stunde wurde Double-O leutseliger. Während Jeff ihm riesige Töpfe mit Wasser herschleppte, Gemüse putzte und andere Handreichungen verrichtete, lauschte er den Schwärmereien des schnurrbärtigen Kochs über dessen Heimatland. Mindestens in jedem dritten Satz erwähnte Double-O die Großtaten des Tenno. Auf Jeffs Frage hin, wer oder was denn ein Tenno sei, erging sich Ozaki ungefähr eine weitere Viertelstunde über den »himmlischen Kaiser« – dies nämlich sei die

Bedeutung des japanischen Herrschaftstitels. Der göttliche Kaiser Meiji befände sich auf dem besten Wege Nippon zu jenem Ruhm zu verhelfen, der dem Inselreich von alters her zustehe. Er treibe seit 1868 umfangreiche Reformen voran, die Nippon – oder Japan, wie Jeff es nannte – bald an die Seite der großen westlichen Nationen stellen würden. In den letzten vierzehn Jahren habe Kaiser Meiji sein Land um mindestens einhundertvierzig Jahre vorangebracht. Dabei hätte man viel von Großbritannien gelernt, räumte Double-O ein. Er sprach sich anerkennend über das britische Militärwesen aus, insbesondere die Marine. Auch das englische Königshaus habe ihn sehr beeindruckt – wenn auch der Umstand, dass mit Victoria eine Frau auf dem Thron sitze, ihn ein wenig irritiere.

Im Verlaufe von zwei Stunden hatte es der kleine Asiate mit dem halblangen dicken schwarzen Haar und dem herabhängenden Schnurrbart geschafft, aus einem englischen Jungen einen Liebhaber japanischer Lebensart zu machen. Double-O sprach – abgesehen vom Tenno natürlich – über die Landschaft, das Essen, die Bräuche, das Kabuki-Theater, die verschiedenen unter dem Begriff Budo zusammengefassten Kampfkünste, die Musik, den heiligen Berg Fuji-yama, die Tuschkmalerei, die Kettengedichte des Renshi und von so vielen anderen Dingen, dass Jeff gar nicht bemerkte, wie die Haut seiner Finger unter allerlei feuchten Verrichtungen immer schrumpfliger wurde.

Etwa um die Zeit, als man für die Gäste auf den Zimmern Tablett mit Tee und Gebäck herrichtete, nahm Jeffs kurzweiliger Küchendienst eine unerwartete Wende. Er war gerade dabei, Double-O in großspurigen Tönen von seinen Plänen in Hinblick auf die Englische Riviera zu berichten, als Alberto Rodari, der Küchenchef des Hauses, und ein weiterer Mann, den Jeff zuvor schon mehrmals hektisch durch den Raum hatte fegen sehen, sich unvermittelt vor dem japanischen Chefkoch aufbauten. In ihrem Schlepptau befand sich ein vielleicht fünfzehnjähriges Mädchen, das Jeff bisher noch nicht aufgefallen war. Rodari hüstelte, bis Double-O, der gerade mit einem großen Messer in atemberaubender Geschwindigkeit einen Schikoree in Gemüsegries verwandelte, von seiner Arbeit aufsah.

»Ihr wünscht, Meister Lodali?«, fragte Double-O stirnrunzelnd. Er konnte das R nicht richtig aussprechen, was seinem Unmut über die Störung eine gewisse exotische Note verlieh.

»Verzeiht, Meister Ozaki. Aber dies hier ist William Bloomberry. Er beaufsichtigt den reibungslosen Ablauf des Abends und wünscht Euch etwas zu sagen.«

Double-O verneigte sich in Richtung des besagten Mannes. Bei allem Respekt, aber was immer Bloomberry wolle, das sein hochverehrter Kollege Rodari ihm nicht selbst sagen könne, er möge sich bitte kurz fassen.

Bloomberry deutete ein Nicken an. »Das ist auch in meinem Sinne, verehrter Meister Ozaki. Ich habe hier«, dabei trat er einen Schritt zur Seite und zerrte das verschüchterte Mädchen in die hierdurch entstandene Lücke zwischen ihm und Rodari, »die kleine Maria. Sie ist die Tochter Rodaris. Eigentlich sollte Maria für die erkrankte Elizabeth einspringen, aber durch ein Versehen haben die Herrschaften erst zu spät